

Der Beat der 60er und seine Technik –

Eine Geschichte aus der Szene Dresdner Amateurbands

© Copyright by Peter Salomon, Berlin – Mai 2013

Die vorliegende Publikation ist urheberrechtlich geschützt. Alle Rechte, Irrtum und Änderungen vorbehalten. Eine auch auszugsweise Vervielfältigung bedarf in jedem Fall der Genehmigung des Herausgebers.

Die hier wiedergegebenen Informationen, Dokumente, Schaltungen, Verfahren und Programmmaterialien wurden sorgfältig erarbeitet, sind jedoch ohne Rücksicht auf die Patentlage zu sehen, sowie mit keinerlei Verpflichtungen, noch juristischer Verantwortung oder Garantie in irgendeiner Art verbunden. Folglich ist jegliche Haftung ausgeschlossen, die in irgendeiner Art aus der Benutzung dieses Materials oder Teilen davon entstehen könnte.

Für Mitteilung eventueller Fehler ist der Autor jederzeit dankbar.

Es wird darauf hingewiesen, dass die erwähnten Firmen- und Markennamen, sowie Produktbezeichnungen in der Regel gesetzlichem Schutz unterliegen.

Im Rahmen meiner neuen, leider nur befristeten Tätigkeit als Labormechaniker beim VEB Schwingungstechnik und Akustik (dieser wurde später eingegliedert in den VEB Messelektronik Dresden) lernte ich nicht nur neue Kollegen, sondern auch neue Freunde kennen.

Einer hatte es mir besonders angetan, was nicht nur am etwa gleichen Alter lag, sondern insbesondere an unserer ähnlichen Interessenlage. Grune - ein ehemaliger Mathe-Student war nach der Exmatrikulierung aus politischen Gründen von der TU Dresden zur Bewährung „in die Produktion“ geschickt worden. Nebenbei war er jedoch auch Kapellenleiter („Bandleader“) der Dresdner Amateurband „Modern Soul“ (nicht zu verwechseln mit den Berliner Profis „Modern Soul Band - MSB“) und ebenso wie ich ein Elektronik-Freak, der bereits vieles an Technik für seine Beatband selbst gebaut hatte.

Das konnte ich dann auch live erleben, als ich „Modern Soul“ bei den wöchentlichen Proben im großen Speiseraum vom Dresdner Heizkraftwerk Mitte besuchen durfte. Es war mir schon ein wenig unheimlich, als der Pförtner mich so einfach rein ließ nach meinem Hinweis zur Band zu gehören. Als Betriebsfremder einen VEB zu betreten bedurfte es üblicherweise langwieriger Genehmigungen der Betriebsleitung, aber nach Feierabend – obwohl in einem Kraftwerk rund um die Uhr gearbeitet wurde und es sich außerdem noch um einen sicherheitssensiblen Betrieb handelte – sah man das offensichtlich nicht so eng.

Stolz führte mir Grune sein selbstgebautes Hallgerät auf Basis eines alten Smaragd-Tonbandgerätes vor und gab mir weitere Informationen zur eingesetzten Verstärkertechnik. Infolge der begrenzten finanziellen Möglichkeiten der Bandmitglieder war diese auf dem untersten Stand der Technik – um nicht zu sagen völlig veraltet, wie mir Grune erläuterte. Die Band bestand ausschließlich aus Amateur-Musikern, die neben ihrem Beruf, oder noch in der Ausbildung Spaß an „handgemachter“ Musik hatten. Der Bandleader – Peter „Grune“ Grunwald, dessen Passion das Saxophon-Spielen war, dem Gitarristen – Jürgen „Häsel“ Heinrich und (Jo)Hannes Heller, welcher sich dann später in den 80ern noch in einer Karriere als Solosänger-Profi unter dem Künstlernamen „Jens Heller“ versuchte, spielte Elektronenorgel und produzierte sich sehr erfolgreich als Sänger der Band. Des Weiteren gab's natürlich den Mann an der „Schießbude“, einen Schlagzeuger, dessen Name mir leider entfallen ist, aber dessen Elektrikerlehre im Kraftwerk die Benutzung des Speiseraums erst möglich machte.

Zur Probe wurde regelmäßig diskutiert, welche der aktuellen Hits in's Repertoire aufgenommen werden und welche zukünftig nicht mehr gespielt werden sollten. Die Schwierigkeit bestand allerdings oftmals darin, dass trotz Notenkenntnisse fast aller

Bandmitglieder natürlich keine Noten für die aktuellen Hits aus dem Westen vorhanden waren und dass jeder für sich das Stück nach Gehör einstudieren musste. Ebenso beim Text – auch hierzu standen keine Lyrics zur Verfügung, so dass mitunter ein gar fürchterliches Kauderwelsch gesungen wurde – nur, weil es im Radio nicht besser zu verstehen war. Die Jungs waren hellauf begeistert, als ich mit meinen Tonband-Aufnahmen in UKW-Spitzenqualität die Situation ein wenig verbessern konnte. Sehr gut kann ich mich noch an Titel erinnern, wie z.B. „World“ von den Bee Gees, wo sowohl Hannes gesanglichen Qualitäten, wie auch die Gitarren-Virtuosität von „Häsel“ voll gefordert wurden. Tommy James` „Money-Money“ und „Sounds of Silence“ von Simon & Garfunkel waren ebenfalls sehr anspruchsvoll in der Aufführung – vor allem, weil es immer darum ging möglichst originalgetreu dem Vorbild zu sein.

Später war ich dann auch noch kurzzeitig richtig dabei – d.h. inoffiziell ohne Bezahlung als Roady und Techniker bei den wochenendlichen Auftritten („Mucken“) in allerlei Lokalitäten. Da wir alle hauptberuflich arbeiten gehen mussten, blieb nur Samstag-Sonntag für derlei Aktivitäten. Grune hatte ein ungeheures Organisationstalent, kannte Hinz und Kunz – somit war auch fast jedes Wochenende ausgebucht. Die Veranstaltungen mussten vom Veranstalter – in der Regel der Gaststättenwirt, oder auch der Klubhausleiter, wenn es sich um eine derartige Einrichtung handelte – bei der staatlichen Konzert- und Gastspieldirektion (KGD) im jeweiligen Bezirk angemeldet und die entsprechenden Verträge zur Kontrolle vorgelegt werden. Die Honorare waren strikt reglementiert, so dass kaum jemand (in der Amateurliga) viel mehr als 100.- Mark für einen Abend bekam. Trotzdem war das im Hinblick eines monatlichen Lehrlingseinkommens von ebensolcher Größenordnung doch sehr lukrativ. Hinzu kam häufig noch inoffizielle Extrazuwendungen, die die privaten „Kneiper“ gern aus ihrer eigenen Tasche bezahlten, wenn dafür sicher war, dass insbesondere im ländlichen Gebiet die großen Säle üblicher Bauerngasthöfe reichlich Besuch musikbegeisterter Jugendlicher bekamen.

Zusätzlich zu den Verträgen mussten auch so genannte AWA-Listen eingereicht werden. Auf denen sollten die zu spielenden Musikstücke aufgeführt werden – natürlich im gesetzlich vorgeschriebenen Ost-/Westverhältnis 60/40%. Der Veranstalter hatte darauf hin seine AWA-Gebühren und die Vergütungssteuer zu entrichten. Die Band hatte damit nichts zu tun, außer auf die Einhaltung der 60/40-Regel zu achten. Doch wer konnte schon 60% Ost-Titel spielen, wenn diese niemand hören wollte? Somit wurde das regelmäßig ignoriert, aber manchmal kam es auch vor, dass seitens der KGD Kontrollen durchgeführt wurden und dann hagelte es Verweise mit Ankündigung des Lizenz-Entzuges. Gewiefte Kapellenleiter kannten jedoch die

Kontrolleure und dann wurden diese halt mit „Begrüßen Sie unsere willkommenen Gäste von der Konzert – und Gastspielführung...“ hofiert, so dass deren Aufenthalt lediglich der Kontrolle der Papiere diene und sie schnell wieder weg waren. Oder sie waren klammheimlich selbst von der Beatmusik begeistert, so dass sie bedenkenlos zuhörten, bzw. mir einem kleinen „Präsent“ schnell wieder von dannen zogen.

Besonders sind mir die Veranstaltungen im Dresdner „Parkhotel Weißer Hirsch“ in Erinnerung geblieben. Das war ein heruntergekommenes Etablissement aus dem vorigen Jahrhundert mit mehreren Veranstaltungsräumen und großem Saal, was wir aber liebevoll „Hilton“ nannten. Dort wurden die mehrtägigen Faschings-Feten gefeiert und auch die angesagten Sylvesterpartys waren immer ein High-Light.

Zu den Faschings-Feierlichkeiten in dem großräumigen Ambiente sollte außer weiteren Bands auch „Modern Soul“ an mehren Tagen spielen. Der „Große Saal“ und der „Blaue Salon“ standen zur Disposition. Am ersten Tag war bereits Stunden vor offiziellem Einlass der Andrang so groß, dass wir nur mit Mühe über den Hintereingang ins Gebäude kamen, um die Anlagentechnik auf die Bühne des „Großen Saals“ zu bringen. Viele Besucher hatten sich auf allerlei „illegalen“ Wegen Zugang verschafft, so dass viel wertvolle Zeit damit verbracht werden musste, sich mit dem sperrigen Equipment den Weg durch die quirligen Massen zu bahnen.

Infolge der widrigen Umstände und dem immer lauter werdenden „Gemaule“ im Saal wurde auf den sonst üblichen Soundcheck verzichtet und mit nur wenig Verspätung angefangen. Der Beginn der Veranstaltung stand somit unter keinem guten Stern. Andauernd pfiff die Gesangsanlage und ich musste laufend an den Reglern drehen. Dann war plötzlich auch noch der Strom weg und wir standen alle im Dunkeln, was zwar teilweise auch zur Erheiterung des Publikums betrug, aber weniger einen korrekten Verlauf der Veranstaltung förderte. Zu allem Übel ereilte uns dann noch eine Folge hausgemachter technischer Pannen.

Zuerst riss „Häsel“ bei seiner Bühneshow das Gitarrenkabel aus dem Verstärker mit der Folge des Ausfalls seiner Gitarren-Technik wegen einer halbstündlichen Reparatur. Von Spiralkabeln hatten wir zwar schon gehört und manche der Musiker-Kollegen hatten so etwas auch schon in Aktion gesehen, aber verfügbar war das damit noch lange nicht. Dann gab der Treibriemen des Smaragd-Hallgerätes den Geist auf - zur Not ging's auch ohne Hall. Zu vorgerückter Stunde war das Publikum schon so benebelt – Alkoholdunst und Zigaretten-Qualm waberten durch den Saal – den Mangel bemerkte keiner mehr. Als dann aber der Drummer schon etwas „im Tee“ ein noch volles Bierglas in den Verstärker der Gesangsanlage

kippte, wäre eigentlich der Abend dann gelaufen gewesen. Die letzte Stunde der regulären Auftritts-Zeit wurde jedoch damit überbrückt, dass das Publikum animiert wurde eifrig mitzusingen. In dem dann veranstalteten Gegröhle war es überhaupt nicht mehr wichtig, dass die Gesangsanlage nicht mehr funktionierte. –

Es war ein unvergessliches Fest! –

Am nächsten Tag sollten wir im „Blauen Salon“ spielen. Dort gab es keine richtige Bühne, sondern nur ein etwas erhöhtes Podest mit viel weniger Platz in der Nähe eines Durchgangs zu den anderen Räumen. Grune hatte Dank seines Organisationstalents leihweise einen Ersatzverstärker für die Gesangsanlage besorgen können, aber infolge der beengten Platzverhältnisse konnte das gesamte Band-Equipment so wie so nicht aufgebaut werden. Dann gab es noch technische Probleme mit der Verschiedenheit der Steckverbinder des eigenen und der Leih-Verstärkers, die einen direkten Anschluss verhinderten. Es musste improvisiert werden, da aber die notwendigen Stecker in der immer mitgeführten „Ramschkiste“ nicht vorrätig waren, bin ich schnell noch mal nach Hause gefahren, um das fehlende Material zu holen. LötKolben etc. – so etwas gehörte zur Grundausrüstung der „Ramschkiste“ – damit konnte dann doch noch rechtzeitig von Auftritts-Beginn alles „gerichtet“ werden.

Der Standort neben dem Durchgang erwies sich als sehr problematisch. In dem stets und ständig stattfindendem Gerangel der vorbeiströmenden Massen passierte es hin und wieder, dass jemand auf unsere „Hilfsbühne“ geschubst wurde – im Normalfall kein großes Malheur. Als aber einer sich nicht mehr auf den Beinen Haltender eine volle Grätsche in eine unsere Lautsprecherboxen machte, war dann doch der Ärger sehr groß. Zwei der teuren und nur schwer beschaffbaren Lautsprecher waren irreparabel zerstört, so dass für den Rest des Abends nur die halber Leistung zur Verfügung stand. Dieser Nachteil spielte jedoch infolge der räumlichen Verhältnisse des „Blauen Salons“ nur eine untergeordnete Rolle.

Anders war das jedoch bei den nächsten Veranstaltungen, zu denen Grune bereits Verträge hatte. Zur Beschallung der großen Säle von Klubhäusern und Bauerngaststätten auf dem Lande, oder gar zu Freilichtveranstaltungen wurden entsprechend große Lautsprecheranlagen benötigt.

Dann kam uns jedoch ein unvorhersehbarer Zufall zu Hilfe. Theo Schumann, Bandleader der „Theo Schumann Combo“ war als professioneller Saxophonist mit Grune eng befreundet und so zu sagen sein Mentor. Die „Theo Schumann Combo“ hatte langfristige Verträge mit dem

Parkhotel zur Gestaltung der täglichen Barmusik in der Kakadu-Bar. Bedingt durch die Chance eines Auslands-Engagements bot sich nun für „Modern Soul“ die einmalige Gelegenheit für fast einen Monat in den noch laufenden Vertrag der „Theo Schumann Combo“ für die Kakadu-Bar einzusteigen. Als das Grune mit Theo Schumann per Handschlag verabredete, hatte er wohl nicht den blassesten Schimmer, worauf er sich und damit die ganze Band eingelassen hatte. Im Gegensatz zu den Profis der „Theo Schumann Combo“, die sich am Tage ausschlafen konnten, mussten wir nach wie vor unserer geregelten Arbeit nachgehen. Aber im jungen Erwachsenenalter wird man das schon eine ganze Weile unbeschadet wegstecken können – so die einhellige Meinung der Bandmitglieder. So wurde gespielt – einen ganzen Monat lang jeden Mittwoch bis Sonntag jeweils ab 20 Uhr bis früh um 2 Uhr. Natürlich kam man um 2 Uhr noch nicht aus dem „Laden“ – es wurde regelmäßig gegen 3 Uhr oder noch später. Manchmal lohnte es sich gar nicht mehr ins Bett zu gehen, sondern lediglich die Klamotten wechseln, duschen und dann gleich zur Arbeit. Nach ein paar Tagen hat sich Grune erst einmal krankschreiben lassen – so fertig war er. Im Gegensatz zu den Musikern musste ich als Techniker zwar nicht die sechs Stunden richtig „arbeiten“, aber hundemüde war ich trotzdem jeden Tag auf Arbeit. Der Job als Labormechaniker gestattete jedoch auch mal „Augenpflege“ zu betreiben, d.h. man konnte z.B. den Bildschirm eines Oszillographen längerer Zeit mit geschlossenen Augen betrachten, ohne dass das jemanden aufgefallen wäre. Mir ist es allerdings auch passiert, dass mein Kopf bei solcher „Beschäftigung“ hart auf die Tischplatte schlug und mein Kollege Abend-/Fernstudent müde lächelnd seinen Kopf schüttelte. Mir taten nur die anderen Bandmitglieder leid, die als Lehrling irgendwo im VEB unter ständiger Meister-Aufsicht Leistung bringen mussten. Letztendlich hatte es sich aber für alle gelohnt. Die Musiker hatten ein zusätzliches Einkommen, was ihren kargen Lohn als Lehrlinge um ein Vielfaches überstieg. Mein Anteil war wesentlich geringer und eher als Prämie zu betrachten - aber der Spaß, den das Ganze gemacht hat, war es schon wert.

Obwohl das Geld noch gar nicht verfügbar war, nahmen die Musiker die Aussicht darauf zum Anlass, sich bessere Technik zuzulegen. Häsel“ kaufte sich einen speziellen Gitarrenverstärker Fabrikat „Orange“ – natürlich gebraucht, aber immer noch wahnsinnig teuer. Der Drummer konnte nicht umhin, sich um ein paar „Zildjian“-Becken zu bemühen und außerdem fand er eine neue Fußmaschine als besonders angebracht. Hannes alte Böhm-Orgel hatte nun auch ausgedient und ab da spielte er auf einer gebrauchten ROLAND-Orgel mit wahrlich irrem Sound. Grune hatte andere Sorgen. Da der Umfang der zu transportierenden Instrumente, Anlagentechnik und Zubehör immer größer wurde, musste ein anderes Fahrzeug

her. Die Profi-Musikern zustehende Möglichkeit der Beschaffung eines Kleintransporters, z.B. vom Typ „Barkas“, oder sogar LKWs größeren Kalibers über die dazu zuständigen staatlichen Stellen waren für eine Amateurkapelle nicht gegeben. PKWs mit Anhänger jeglicher Größe waren deshalb Standardausrüstung der umher tingelnden Bands. Grune kaufte einen alten Wolga M21 nebst riesigem Anhänger und damit sollten dann zukünftig die „Mucken“ abgefahren werden. In der kurzen noch zur Verfügung stehenden Zeit bis zu meinem Studienantritt in Berlin durfte ich auch ein paar Mal das Gefährt nach Hause kutschieren, wenn er selbst nicht mehr dazu in der Lage war oder anderweitig „beschäftigt“ gewesen ist.

Das Engagement in der Kakadu-Bar hatte für mich als Techniker und Roadie den Vorteil, dass die Anlage im Wesentlichen stehen bleiben konnte. So hatte ich auch hin und wieder mal Zeit mich an einige der Instrumente zu setzen und ein bisschen „rumzuspielen“. Mit meinen rudimentären Kenntnissen des Klavierspielens – ich musste in ganz jungen Jahren auf Anweisung meiner Eltern mal Klavierstunde nehmen - konnte ich zwar einige Tonsequenzen der neuen Orgel entlocken, aber wie der Drummer mit seinen vier Gliedmaßen unabhängig voneinander die vielen Schlaginstrumente einer „Schießbude“ in sinnvoll-angenehmer Weise und dann noch stundenlang hintereinander bedienen konnte, ist mir immer ein Rätsel geblieben.

Nur die besonders wertvolle Teile, wie z.B. die Sennheiser-Mikrofone und leicht transportierbare Instrumente wurden von den Musikern jeden Tag mit nach Hause genommen. Im Prinzip kam am Tage niemand an die aufgebaute Anlage heran – außer den Reinigungskräften, aber man wusste ja nie... Andererseits standen in der Bar auch jede Menge frei zugänglicher Flaschen aller möglichen Alkoholitäten rum – die dort hauptamtlich Tätigen passten schon recht gut auf, dass da nichts abhanden kommen konnte.

Überhaupt hatten wir mit dem Personal im Laufe der Zeit ein recht inniges Verhältnis entwickelt und nicht selten wurde dann nach 2 Uhr nachts außerhalb der offiziellen Öffnungszeiten auch noch mal die Küche bemüht und ein wahres Festgelage als spätes Nachtmahl zelebriert.

An eine der Bardamen kann ich mich noch gut erinnern - sie war schon ein älteres Semester und gehörte offensichtlich zum Urgestein des Parkhotels, vermutlich noch aus den Zeiten, wo Sachsens König regierte und die Damen der Gesellschaft sich mit Reifröcken schmückten. Sie war aber eine Seele von Mensch, an deren Brust man sich im wahrsten Sinne des Wortes – wenn nötig – auch den ganzen Kummer vom Gemüt heulen konnte. Und deren Anlässe gab es

viele - Liebeskummer stand ganz oben auf der Liste, aber auch über so ganz profane Dinge, wie Geldsorgen, konnte man mit ihr reden. Anschreiben ging immer – aber abgerechnet wurde dann auch pünktlich am Monatsende, wenn's Geld gegeben hatte.

An einem unserer letzten Tage in der Kakadu-Bar bekamen wir Besuch von Theo Schumann, der gerade von seinem Auslands-Engagement zurück war. Er war ganz begeistert von unserer „Laienspielgruppe“ und brachte ein gerade neu von ihm komponiertes Lied mit: „Magdalena“. Nach kurzer Einstudierung unter seiner Anleitung brachten wir es dann zur Uraufführung in der Kakadu-Bar des Parkhotels Dresden Weißer Hirsch. Es sollte – so die einleitenden Worte Theo Schumanns mit einem kleinen Augenzwinkern hinüber zur Bar – eine Hommage an eben jene Bardame namens „Magdalena“ sein.

Welch ein unvergessliches Erlebnis!

Zur nächsten Saison Sylvesterparty und Faschingsfeier war ich dann schon in Berlin immatrikulierter Student und konnte somit nur noch als Gast, aber immerhin kostenlos daran teilnehmen. Außerdem gab es eine ganze Reihe neuer Entwicklungen von mir in Zusammenarbeit mit Grune und Dietmar Israel, einem ebenfalls ehemaligen Kollegen aus dem SAD und nun frisch gebackenen Diplom-Ingenieur.

In Anbetracht unserer negativen Erfahrungen mit den seinerzeit verwendeten Gerätschaften konnte Dank Dietmars Hilfe das erste Gerät in professionell-industrieller Bauweise, der „Minimixer“ als Prototyp erprobt werden [1]. Obwohl ich nicht dabei war, sind die Ergebnisse offensichtlich auch für einige aus dem Publikum so überzeugend gewesen, dass nach dem Abbau der Anlage – wobei sehr oft auch hilfreiche Fans Hand anlegten – das Gerät plötzlich verschwunden war, d.h. es war schlicht geklaut worden. Das war sehr ärgerlich! Zwar existierten noch die von mir erstellten Unterlagen, aber der geplante Nachbau in einer Kleinserie ohne Prototyp wäre sehr risikvoll gewesen.

Beim nächsten Gerät, dem „Wah-Wah“, waren sie dann vorsichtiger. Die Erprobung des Prototypen-Gerätes, welches von mir entwickelt und in einem umgebauten Fußpedal einer Elektronenorgel untergebracht war, verlief sehr erfolgreich. Diesmal war ich jedoch dabei und als „Häsel“, unser Solo-Gitarrist gar nicht mehr davon lassen konnte, habe ich es ihm nach einigem Hin und Her gegen einen geringen Obolus überlassen. Die damalige Beat-Szene schrie geradezu nach solchen Effektgeräten, so dass Grune, Dietmar und ich zur Überzeugung kamen, damit ein richtiges Geschäft machen zu können. Aus der Erfahrung mit professionellen Geräten, die man sich natürlich zu horrenden Preisen auf dem Schwarzmarkt

besorgen konnte, formulierten wir eine Art Pflichtenheft, wie unser „Wah-Wah“ aussehen sollte. Der Schwarzmarkt „Musikelektronik“ wurde von einigen Profi-Musiker dominiert, die regelmäßig Gastspiele im Westen hatten und somit den Zugang zur aktuell angesagten Technik. Welche das war, konnte man sich z.B. bei den zahlreichen Auftritten der bekanntesten Bands in der westdeutschen Fernsehsendung „Beat-Club“ anschauen. Auch wenn im „Tal der Ahnungslosen“ der Empfang dieser Sendung kaum möglich gewesen ist, sprachen sich die aktuellen Trends unter den Musiker-Kollegen schnell herum. Jedenfalls war das für die geschäftstüchtigen Profis eine zwar nicht ganz ungefährliche, aber dennoch sehr lukrative Sache, ihre – im Vergleich zu Amateurmusikern – schon nicht geringe Gage noch erheblich aufzubessern. Schließlich ging es hierbei regelmäßig um Tausende von Mark, die man durch den illegalen Umrechnungskurs von wenigstens eins zu fünf oder mehr verdienen konnte. Die oftmals billig im Westen erstandenen Gebrauchtgeräte wurden dann hier in der DDR für den „umgerechneten“ Neupreis und oftmals noch mit einer darauf geschlagenen „Gefahrenzulage“ unter der Hand verkauft.

Unser „Wah-Wah“ sollte ein besonders robustes Gerät werden, was auch mal - entsprechend des „rauen“ Bühnenbetriebes – einen Fußtritt vertragen konnte. Dietmar hatte die Möglichkeit in einem ROBOTRON-Zweigwerk in Radeberg Aluminiumdruckguss-Gehäuse fertigen zu lassen und somit war er für die gesamte mechanische Konstruktion verantwortlich. Für die Leiterplattenelektronik war ich hier in Berlin zuständig, bzw. auch für die Gesamtmontage und den Vertrieb für den Berliner Raum. Grune machte die Komplettierungs-Fertigung in Dresden und den dortigen Vertrieb. Trotz dieser Arbeitsteilung und der serientechnologischen Reife konnten wir gar nicht so schnell liefern, wie die Nachfrage vorhanden war. Das lag aber im Wesentlichen an den vielfachen Materialbeschaffungsproblemen [1]. Zu den angepeilten 100 Stück ist es dann allerdings doch nicht mehr gekommen – der modische Trend „Wah-Wah“ war so schnell vorbei, wie er gekommen ist. Die Gewinne wurden brüderlich geteilt und neue Aufgaben ins Auge gefasst.

Gemäß dem damaligen Trend gab es noch viele andere Klangeffekte der Rockmusik zu „erforschen“, bzw. nachzuempfinden, so z.B. der Phaser- oder Flanger-Effekt und auch der Leslie-Effekt. Viele Untersuchungen wurden dazu von mir angestellt, manche Versuchsschaltungen – wie z.B. Ringmodulator und Kammfilter - erprobt, aber zu einer praxisnahen Umsetzung einer Geräte-Entwicklung ist es dann doch nie mehr gekommen. Das mag daran gelegen haben, dass zu jener Zeit verwertbare Information dazu in der Fachliteratur nur sehr dünn gesät waren und wegen die räumliche Trennung Berlin-Dresden

ohne täglich-persönlichen Kontakt durch das „Schmoren im eigenen Saft“ auch nicht sonderlich effektiv gearbeitet werden konnte.

Ein ausgewogener Raumklang-Effekt hingegen, wie der von Echo-Hall-Geräten nach dem auch in Grunes Smaragd verwendeten Tonbandprinzip als Verzögerungselement war nach wie vor sehr gefragt. Aufbauend auf den praktischen Erfahrungen mit dem Smaragd-Gerät, dessen Mobilität in Folge seines nicht unerheblichen Gewichts und dessen Zuverlässigkeit auch sehr zu wünschen übrig ließ, entwickelte ich unter Dietmars Mithilfe zu theoretischen Erkenntnissen aus der Literatur ein Echo-Hall-Gerät auf Basis einer BG19-Mechanik. Der Vorläufer vom Smaragd war das BG19-Gerät – ebenfalls robust, aber bei Weitem nicht so schwer. Außer der vollkommen neuen, nun volltransistorisierten Elektronik wurden auch mechanische Modifikationen vorgenommen, die eine leichtere Mobilität versprachen. Weitere, auch technische Einzelheiten siehe unter [1].

Kernstück einer guten Gesangs-Anlage ist der so genannte PA-Verstärker. Zur damaligen Zeit waren diese ausschließlich noch auf Röhren-Basis aufgebaut. Zur Beschallung großer Säle oder gar zu Freiluft-Veranstaltungen wurden wenigstens Verstärkerleistungen von 100Watt, oder mehr gebraucht. Die in der DDR damals verfügbaren Geräte der ELA-Einschubtechnik mit 100V-Ausgang waren für den mobilen Bühneneinsatz völlig ungeeignet. Im westlichen Ausland dominierten Fabrikate, wie z.B. „Dynacord“, oder „Marshall“ den Markt, wobei auch gleich die dazu passenden Lautsprecherboxen angeboten wurden. Während Lautsprecherboxen noch mit einigem handwerklichen Geschick im Prinzip von Jedem (nach-) gebaut werden konnten – vier 12,5W-Lautsprecher aus der volkseigenen Produktion des Funkwerks Leipzig in einer 1 mal 1 Meter großen Holzkiste ergab dann für zwei Exemplare schon mal 100 Watt – war das mit Röhrenverstärkern nicht ganz so einfach. Vielfach wurde versucht, die kursierenden Bauanleitungen für einen 100W-Verstärker mit 2x EL34 praktisch umzusetzen, aber an vielen Detailproblemen schieden sich dann die Geister. Ohne jetzt im Einzelnen weiter darauf eingehen zu wollen – die Herausforderung bestand eben in der Lösung der Aufgabe einen Bühnen-tauglichen Verstärker zu entwickeln und zu bauen, der im Design ansprechend und in der Technik robust und sehr zuverlässig sein sollte. Herausgekommen ist der „Commander II“ – weiteres dazu ist nachzulesen in [1]. Dieses Verstärkerkonzept war dann später nach entsprechender Überarbeitung an Hand der gemachten Erfahrungen die Basis von Grunes Alleingang –

der Erfolgsserie „LAY-Selection“.

Auf dem Typenschild stand dann: Designed by D.Lawnurg ... rückwärts gelesen sein Name.



Außer Verstärkern mit Leistungen bis zu 400W (10x EL 34) [2], gab es auch vielkanalige Mischpulte in Quadrophonie-Ausführung, die einem zeitgemäßen Sound für alle Anwendungsbereiche faktisch keine Grenze mehr setzten. Das war eine sehr beachtenswerte „Privatinitiative“, die unter den gegebenen Umständen in der DDR – eine offizielle Neugründung von Privatbetrieben war faktisch nicht möglich – eine erstaunliche Leistung hervorgebracht hatte. Wie man nun im Internet nachlesen kann, wurde das sogar im Westen von einigen der dort tätig gewesenen Musiker gewürdigt. Von der heimischen Industrie, die in Form des Labels „VERMONA“ in den 80er Jahren dann auch Verstärkeranlagen produzierte, wurde das Treiben zwar argwöhnisch beobachtet, aber infolge der geringen Produktionskapazitäten nie als erstzunehmende Konkurrenz empfunden. Hinzu kam, dass ein Röhreneinsatz in der volkseigenen Wirtschaft für Neuentwicklungen nicht mehr zugelassen war, so dass auf volltransistorisierte Geräte gesetzt werden musste, die von vielen Musikern prinzipiell abgelehnt wurden.

Eines meiner letzten Entwicklungen im Bereich der Musikelektronik war dann ein drahtloses Mikrofon. Im Westen war das bereits schon längere Zeit bekannt und auch teilweise schon in großen Unterhaltungssendungen des Fernsehens zu sehen – Solistenmikrofone ohne Kabel. Einer meiner Kommilitonen war zuvor bei der Deutschen Post/Sendertechnik beschäftigt, hatte somit gewisse Ahnung von derlei Technik. Außerdem konnte man westlichen

Fachzeitschriften, wie z.B. der FUNKTECHNIK, die in der Staatsbibliothek für jedermann einsehbar war, wertvolle Informationen entnehmen. Das Prinzip war uns vollkommen klar, nur ein kommerzielles Gerät, wie es z.B. das „Microport“ von Sennheiser nachzubauen, wäre viel zu aufwändig geworden. Die volltransistorisierte Sendetechnik ist zwar relativ einfach, aber der ebenfalls mit Transistoren aufgebaute Spezialempfänger hatte es doch in sich, weil dazu eine ganz spezielle Frequenz genutzt wurde. Uns kam nun deshalb die Idee einen ganz gewöhnlichen UKW-Empfänger zu verwenden und die Sendefrequenz in das zu empfangene Frequenzband zu legen – was natürlich völlig illegal ist. Wegen der geringen Sendeleistung von nur wenigen Milliwatt glaubten wir jedoch, dass die Reichweite so gering ist, dass es zu keinen Störungen des normalen Rundfunkempfangs kommen kann. Als Empfänger wurde ein „Sonneberg 6000“ verwendet – ein UKW-Kofferradio damals neuester Generation mit NF-Ausgang über eine Diodenbuchse. Weiteres zu technischen Details kann unter [1] nachgelesen werden.

Die Erprobung auf der Bühne fand 1969 ohne „Trockenübung“ gleich im „Feldeinsatz“ statt, wiederum in Dresdens Parkhotel Weißer Hirsch anlässlich der letzten Faschingsfeier mit „Modern Soul“. Das Publikum war sehr erstaunt, dass Hannes nun kein Kabel mehr hinter sich her ziehen musste, wenn er sich unter die Fans mischte. Der Erfolg war überwältigend, aber wir erhielten auch gleich eine Warnung, dass sich Stasi-Leute unter den Besuchern befinden sollten und da die mit illegaler Funktechnik keinen Spaß verstehen, haben wir dann auf den weiteren Einsatz verzichtet.

Zum Abschluss noch eine kleine Episode persönlicher Art.

In der DDR bestand allgemeine Wehrpflicht im Prinzip für alle. Totalverweigeren drohte mehrjähriger Knast und danach, wie auch beim möglichen Ersatzdienst als „Spatensoldat“, war dann die Lebenskarriere gelaufen. Das bedeutete kein Studienplatz mehr, keinerlei staatliche „Zuwendungen“ (Wohnung, Auto usw.) und nur noch Arbeit niedrigster Qualifikation mit dementsprechend wenig Entlohnung, die sonst keiner mehr machen wollte. Normalerweise waren Studenten vor der Einberufung zum Wehrdienst geschützt, bzw. sie mussten diesen vorab leisten – häufig auf drei Jahre verlängert als Unteroffizier.

Grune war exmatrikuliert und somit stand das Damoklesschwert der Einberufung regelmäßig im Frühjahr und im Herbst über ihm. Und tatsächlich – 1969 bekam er dann zum Frühjahr den Einberufungsbefehl, obwohl er sich wieder zum Herbstsemester erfolgreich zur Weiterführung seines Studiums beworben hatte. Die einzigste Lösung zur Vermeidung diesen Ungemachs war, dass er „pünktlich“ zum Einberufungstermin krank sein würde – am besten

auf Grund eines Unfalls mit Krankenhausaufenthalt. Grune und ich schmiedeten einen Plan. Einen Tag vor dem Einberufungstermin wurde eine große Abschiedsveranstaltung mit anschließendem Besäufnis im Parkhotel organisiert. Dort kannten wir die räumlichen Gegebenheiten sehr gut und das Personal war uns wohlgesonnen, trotzdem wurde aus Sicherheitsgründen niemand in unseren Plan eingeweiht. Die Abschlussveranstaltung ging planmäßig über die Bühne und nach Abbau und Einladen der Technik in den Hänger vom M21 saßen wir zusammen - das Personal dabei – und die Sauferei ging los. Im Gegensatz zu mir, der ja offiziell den Transport wieder übernehmen sollte und somit nüchtern bleiben musste, langte Grune für alle sichtbar ordentlich zu, spielte alsbald auch ganz hervorragend den total Betrunkenen und fing an auf den Tisch zu kotzen. Das war wie abgemacht das Zeichen für mich, ihn zur Toilette zu begleiten, da er sich kaum noch auf den Beinen halten konnte. Der Weg zur Toilette führte an einer langen Treppe vorbei, die hinunter in den Küchenbereich des Hotels führte. Weit und breit war niemand zu sehen und Grune rollte sich wie ein Stuntman die Treppe herunter und damit es auch richtig echt wirken sollte, zog ich ihm unten angekommen noch ein Brett über den Kopf, was wir da vorher schon in weiser Voraussicht in einer Ecke deponiert hatten - so war das alles abgesprochen! Das Blut lief ihm über's Gesicht und leise wimmernd krümmte er sich auf dem Fußboden. Ich brüllte nach Hilfe, welche dann auch sobald kam. Einer vom Personal rief die SMH („Schnelle Medizinische Hilfe“) und nach kurzer Schilderung des Vorgangs eines „Treppensturzes“ brachte man ihn ins Krankenhaus Trachenberge. Das war es dann schon Montag früh gegen 3 Uhr. So aufgeregt, wie ich wegen dieser „Ereignissen“ war, wollte ich den Transport nach Hause eigentlich nicht mehr machen. Aber unsere Musiker – alle ziemlich betrunken - redeten mir Mut zu und außerdem wollten die ja auch noch nach Hause.

Obwohl ich an diesem Montag eigentlich schon wieder in Berlin beim Studium hätte sein müssen, machte ich „blau“ und versuchte in meinem Elternhaus ein wenig Schlaf zu finden. Tags darauf sollte es wieder nach Berlin gehen - am Nachmittag jedoch noch schnell zum obligatorischen Krankenbesuch bei Grune. Dem ging es – wie die Ärzte immer zu sagen pflegen - „den Umständen entsprechend“ gut. Die Platzwunde am Kopf war zwar genäht worden, aber gar nicht so schlimm. Rippenprellungen von seiner Stuntman-Nummer und eine Gehirnerschütterung veranlassten die Ärzte ihn weiterhin im Krankenhaus zu belassen. Die „Streife“ der NVA war schon am Vormittag da und hatte sich offensichtlich mit dem ärztlichen Befund zufrieden gegeben, ohne ihn – wie sonst eigentlich üblich - gleich in ein NVA-Krankenhaus überführen zu lassen.

Grune und ich hatten ungeheueres Glück, das diese Aktion vor allen, auch vor den Musiker-Kollegen verborgen geblieben ist und keine weiteren Folgen gehabt hatte. Ab Herbst 1969 war Grune dann wieder an der TU Dresden immatrikuliert somit blieb ihm der „Ehrendienst“ bei der NVA erspart.

Soviel Glück hatten „Häsel“ und Hannes nicht – die wurden im Herbst 1969 eingezogen und in Brandenburg/Havel stationiert. Damit war dann auch das Ende der Amateurband „Modern Soul“ besiegelt.

Auch an mir ist der Kelch „NVA“ leider nicht mehr vorbeigegangen. Erst nach dem Studium 1972 haben sie mich dann auch noch geholt und ich musste für einundeinhalb Jahre nach Frankfurt/Oder – weiteres dazu siehe [3].

[1] Peter Salomon: „Beat-Elektronik (1968 – 1985)“, www.ps-blndk.de/Beatelektronik.htm

[2] Peter Salomon: „EL34-NF-Verstaerker-made-in-GDR“, www.ps-blndk.de/EL34-NF-Verstaerker-made-in-GDR.pdf

[3] Peter Salomon: „Ein ganzes Leben lang... eine Eigenheim-Geschichte“, www.ps-blndk.de/Eigenheim.htm

(- ende -)